

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Akademikerüberfluss?**

**Jungbluth, Hans**

**Karlsruhe, 1948**

[Rede]

[urn:nbn:de:bsz:31-140072](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-140072)

## Akademikerüberfluß?

Meine Herren Offiziere der Militärregierung,  
Meine Herren Minister, Landesdirektoren und Landtagsabgeordnete,  
Meine Herren Bürgermeister und Vertreter der staatlichen, städtischen  
und kirchlichen Behörden,  
Meine Herren Ehrendoktoren, Ehrensenatoren und Ehrenbürger,  
Verehrte Gäste,  
Liebe Kollegen,  
Meine lieben Studenten!

Ich habe die Ehre, Sie hier zur Feier unserer diesjährigen Rektoratsübergabe herzlich zu begrüßen. Ein leidiger Unfall, der mich betraf, ist der Grund dafür, daß sie um 2 Monate später stattfindet, als ursprünglich vorgesehen. Es ist mir ein Bedürfnis, von diesem Platze aus meinen Kollegen dafür zu danken, daß sie manche Unbequemlichkeit in Kauf nahmen, um mir die Führung meines Amtes auch in dieser Zeit zu ermöglichen. Am meisten belastet war dadurch der Herr Prorektor, Herr Prof. Dr. Pöschl, dem ich deshalb besonderen Dank abstaten möchte.

Als im Februar 1946 unsere Fridericiana nach kaum einjähriger Unterbrechung wieder ihre Pforten öffnete, war nicht im geringsten zu übersehen, welche Entwicklung sie in Zukunft nehmen würde. Dank des lebenswürdigen Entgegenkommens und der wirkungsvollen Hilfe, die uns die amerikanische Militärbehörde angedeihen ließ, und dank der Energie meiner Amtsvorgänger, der Herren Professoren Dr. Plank und Dr. Pöschl, sowie des Senats und der Kollegen ist der Versuch in überraschender Weise geglückt. Aber auch der tatkräftigen Unterstützung der Stadt Karlsruhe und des Landes Württemberg-Baden, sowie unserer Freunde von der Hochschulvereinigung und sonst im Lande ist zu gedenken. Ihnen allen sei unser wärmster Dank ausgesprochen.

### Die Überfüllung.

Beobachtet man heute an manchen Tagen und an manchen Stunden die Hörsäle unserer Hochschule, dann ist man konsterniert von der Überfüllung.

Vergleicht man die Anzahl der heute an unserer Fridericiana studierenden jungen Leute mit der von vor dem Kriege, dann begreift man kaum, wie sie in den Ruinen unserer alma mater überhaupt Platz hat.

Stellt man endlich die Menge der sich um Aufnahme bewerbenden Studenten der Zahl der aufgenommenen gegenüber, dann ist man nur noch erschüttert.

Es ist begreiflich, daß unter der Wucht dieser Ziffern bei manchen verantwortungsbewußten Menschen die Sorge aufkommt, daß wir einer unerträglichen „Verakademisierung“ unseres Volkes entgegensteuern, einem „Akademikerproletariat“ gefährlichen Umfanges, und daß dies im Interesse des Staates und Volkes zu verhindern Pflicht der Berufenen sei. Unlängst las man warnend in der hiesigen Presse<sup>1)</sup>, es werde bald die Zeit kommen, wo ein Zimmermannshut gefragter sei als 3 Dutzend Doktorhüte, so verlockend es auch augenblicklich sei, sich für einen alten Photoapparat ein ganzes medizinisches Studium zu kaufen.

Das Problem ist zu ernst, als daß es mit ein paar witzigen Worten erledigt werden könnte. Es sei deshalb genauer untersucht, selbst auf die Gefahr hin, daß die Ausführungen durch die Zahlen, die hierzu mitgeteilt werden müssen, etwas trocken werden. Wenn einwandfreie Statistiken über heutigen oder früheren Hochschulbesuch im In- und Auslande zur Verfügung ständen, wäre viel gewonnen. Sie sind aber vor allem für die Kriegszeit nur lückenhaft oder nicht greifbar, trotzdem geben auch solche unvollständigen Übersichten ein brauchbares Bild über den Grad der sogenannten „Überfüllung“ und über die sogenannte „Verakademisierung“ Deutschlands.

Auf etwa 65 Millionen Deutsche kommen im Sommersemester 1947 etwa 105 865 Studenten<sup>2)</sup>, d. h. auf 10 000 etwa 16, wobei aber nicht nur Universitäten, Technische Hochschulen, Bergakademien und Handelshochschulen, sondern auch Kunsthochschulen, Dolmetscherhochschulen, Philosophisch-Theologische Hochschulen usw. berücksichtigt sind. Für die Schweiz<sup>3)</sup> beträgt die Ziffer für die gleiche Zeit etwa 40 Studenten je 10 000 Einwohner<sup>4)</sup>, für Schweden<sup>5)</sup>, bezogen auf das Jahr 1942 sind es 20; für die Vereinigten Staaten von Amerika<sup>6)</sup>, gleichfalls für 1942, ist die Ziffer etwa 80—100 Studenten je 10 000 Einwohner, für 1947 ist sie nur noch märchenhaft, sie wird auf etwa 180 geschätzt.<sup>7)</sup> Beschränkt man die Frage nur auf Technische Hochschulen und Bergakademien, so ergibt das für Deutschland eine Zahl von 3 Studenten je 10 000 Einwohner, für die Schweiz 10 und für Schweden 3. Schon diese nur flüchtige Gegenüberstellung zeigt, daß man, verglichen mit einem Lande wie die Schweiz oder Schweden, keinesfalls von einer zu starken „Verakademisierung“ Deutschlands reden kann, von den Vereinigten Staaten von Amerika ganz zu schweigen. Es sind aber noch zwei weitere, ganz wesentliche Gesichtspunkte

<sup>1)</sup> Badische Neueste Nachrichten 2 (1947), Nr. 130, S. 3, vom 1. XI. 1947.

<sup>2)</sup> Studentische Blätter, September 1947, Nr. 6.

<sup>3)</sup> Schweizer Hochschulkalender; 180. Ausg. Verl. Leemann & Co., Zürich, n. Schreiben Schw. Zentr. Stelle f. Hochschulw. Zürich 6, Schluchzerstr. 27, v. 25. X. 47.

<sup>4)</sup> Bezogen auf 4256 000 Einw. n. Zähl. v. 1941.

<sup>5)</sup> nach „När-Var-Hur“.

<sup>6)</sup> nach „The World Almanach and Books of Facts for 1947“, u. „The American Year Book of Records of Events and Progress, Year 1943“.

<sup>7)</sup> Privatmitt. d. Mil. Govern. Exhib. a. Inform. Centers Branch, Würtemberg-Baden, v. 26. XI. 1947.

punkte zu berücksichtigen: Vom Jahre 1932 an bis zum Jahre 1941<sup>8)</sup>, dem letzten, für das eine amtliche deutsche Statistik vorlag, nahm der Besuch der Technischen Hochschulen und Bergakademien dauernd und rapide ab. (Abb. 1, S. 19) Während im Sommersemester 1932 noch etwa 21 000 Studenten unsere Hochschulen besuchten, waren es im Sommersemester 1937 nur noch etwa 9 500; die Zahl stieg bis Sommersemester 1939 wieder auf etwa 12 500 an und sank dann bis Sommersemester 1941 auf etwa 6 500. Für die Zeit vor 1931 standen mir für alle deutschen Technischen Hochschulen und Bergakademien Frequenzzahlen nicht zur Verfügung. Für Karlsruhe (Abb. 2, S. 20) läßt sich zeigen, daß die Besuchsziffer sich vom Sommersemester 1925 bis Sommersemester 1932 völlig konstant hielt. Von da ab setzte auch in Karlsruhe genau derselbe Rückgang der Studentenzahlen ein, wie er im Reich beobachtet wurde, was man vor allem dann sieht, wenn man die beiden Reihen mit prozentualer Zählung vergleicht, (Abb. 3, S. 21) wobei man das Jahr 1932 als Bezugspunkt wählt. Wenn aber in diesen kritischen Jahren eine so ausgeprägte Koinzidenz der beiden Reihen vorhanden ist, dann darf man wohl mit Recht annehmen, daß für alle deutschen Technischen Hochschulen und Bergakademien vor 1932 die Besuchsziffer von Karlsruhe ein Spiegelbild der des gesamten deutschen Reiches zu sein scheint. Das bedeutet aber, daß in den Jahren 1932—1941 nur etwa  $\frac{1}{7}$  der Studierenden die Technischen Hochschulen und Bergakademien besuchte, wie in der gleichlangen Zeit von 1923—1932. Da zwischen 1941 und 1945 die Zahl der Studierenden infolge Einberufungen zum Kriegsdienst noch wesentlich tiefer sank, kann man für die ganze Zeit von 1932—1945 wohl etwa nur mit der Hälfte der Studenten rechnen, wie in der Vergleichszeit von 1919—1932. Dieser starke Rückgang ist durch drei Umstände zu erklären: Einmal kamen in dieser Zeit die geburtenarmen Kriegsjahrgänge von 1914—1918 zum Studium. Sodann wurde 1935 die allgemeine Wehrpflicht in Deutschland eingeführt, die manche junge Leute zunächst vom Studium fernhielt. Endlich reduzierte, wie eben schon erwähnt wurde, der zweite Weltkrieg durch Einberufungen zum Heer erneut die Frequenz. Es studierten also gegenüber den Normalverhältnissen von 1932 etwa 290 000 junge Leute weniger. Würden in den nächsten Jahren 20 000 Studenten je Semester die Technischen Hochschulen besuchen, so wie es im Sommersemester 1947 der Fall war, dann benötigte man etwa 14 Semester oder 7 Jahre, um nur diese Lücke von 1932 bis 1945 aufzufüllen. Augenblicklich holen wir also nur nach, und akkumulieren nicht etwa.<sup>9)</sup>

Weiter ist folgendes zu berücksichtigen: die neuesten Statistiken des Bevölkerungsaufbaus von Nordwürttemberg-Nordbaden<sup>9)</sup> gestatten einen

<sup>8)</sup> Zehnjahresstatistik d. Hochschulbesuchs u. d. Abschlußprüfungen, 1. Band „Hochschulbesuch“. Berlin 1943 Verlag für Sozialpolitik, Wirtschaft und Statistik, Paul Schmidt, Berlin SW 68.

<sup>9)</sup> Statist. Monatshefte Württemberg-Baden, herausgeg. v. d. staatl. Landesämtern in Stuttgart u. Karlsruhe. Verlag Konr. Wittwer Stuttgart, 1. Jahrg. Heft 6, Juni 1947. S. 158/65, vor allem Diagramme S. 163; verglichen sind die Fortschreibungen von 1939—1946 mit der Stammbevölkerung von 1946.

<sup>\*)</sup> Die in der Rechnung vorkommenden Doppelzählungen sind beim Soll- und beim Istbestand vorhanden und fallen somit bei der Bilanz aus der Rechnung heraus.

annähernden Überblick über die geradezu grauenhaften Menschenverluste des letzten Weltkrieges. (Abb. 4, S. 22) Es läßt sich zeigen, daß der Verlust an Männern zwischen 16 und 50 Jahren etwa 38%, (Abb. 5, S. 23) der zwischen 20 und 40 Jahren etwa 50% (Abb. 6, S. 24) und der zwischen 20 und 25 Jahren gar 54% beträgt. Unterstellt man auch hier, daß die Verhältnisse von Nordwürttemberg-Nordbaden mit denen des Reiches vergleichbar sind, und bedenkt man, daß ein Teil dieser Jahrgänge, nämlich die zwischen 24 und 28 Jahren, als Kriegsgeneration von 1914—1918 auch noch absolut genommen sehr schwach ist, demnach auch nur eine unternormale Zahl von Studierenden stellen kann, dann geht daraus um so mehr hervor, daß der jetzige hohe Andrang nur ein scheinbarer sein kann und von den vielen Jahrgängen, die jetzt sich nun zusammen auf die Hochschulen stürzen, ein großer Teil die Anstalten längst hätte durchlaufen müssen.

Und dennoch könnte einem angesichts der Besuchsziffern von Karlsruhe bänglich werden. Vergleicht man nun aber wiederum die Ziffer der Studentenschaften vom Sommersemester 1932 mit denen vom Sommersemester 1947 an den verschiedenen Technischen Hochschulen des Reiches, wobei die Bergakademien und die Technische Hochschule Dresden als zu unerheblich ganz außer Ansatz bleiben sollen, dann sieht man sofort, daß sich diese schreckliche Überfüllung fast ausschließlich auf Süddeutschland, und hier wiederum vornehmlich auf Karlsruhe und Stuttgart, erstreckt, während Darmstadt und München, sowie fast alle norddeutschen Hochschulen ihren Stand von 1932 erhalten oder wenig überschritten haben. Die Technische Universität Berlin zählte dabei nur 54% ihres Bestandes von 1932. Es liegt das daran, daß einerseits die norddeutschen Hochschulen von der englischen Besatzungsmacht einen numerus clausus vorgeschrieben bekamen, der gewiß unter dem liegt, den sie wohl selbst aufgestellt hätten, und daß andererseits Karlsruhe und Stuttgart wohl am weitesten mit dem Ausbau ihrer Hochschulen fortgeschritten sind und es als ihre Pflicht betrachten, in die Lücke einzuspringen. Dieser vorerst rohe und genauerer Revision bedürftige Zahlenüberblick zeigt, daß ernste Besorgnisse wegen eines zu starken Anwachsens der Akademikerzahl kaum gehegt zu werden brauchen.

#### Der künftige Bedarf.

Was nun den zukünftigen Bedarf an Akademikern angeht, so ist er vorerst nur schwer feststellbar, weil die völlige Undurchsichtigkeit auf dem Geldmarkte und die noch nicht überschaubaren Folgen der Demontagen eine Abschätzung nicht erlauben. Schon einmal erlebten wir zur Zeit des Dritten Reiches ein völliges Fiasko mit einer Beschränkung des Zugangs zum Studium, das zur Vorsicht mahnen sollte. Lehrreich dürfte in dieser Hinsicht ein Brief sein, den das Vorstandsmitglied einer sehr großen Firma Ende 1947 an mich schrieb: „ . . . wir begleiten jedenfalls die Entwicklung der deutschen Fachschulen\*) von uns aus mit dem allergrößten Interesse. Wenn wir auch angesichts der heutigen Verhältnisse

\*) gemeint sind die Technischen Hochschulen.

die Zahl unserer Ingenieure wesentlich herabsetzen mußten, so stellen wir doch immer wieder fest, in welchem Ausmaß das Durchschnittsalter unserer technischen Mitarbeiter gestiegen ist. Man kann sagen, daß nahezu seit 10 Jahren der normale Zugang junger und begeisterter Ingenieure, insbesondere akademischer, gefehlt hat.\*\*) Dies macht sich selbstverständlich bemerkbar. Wir haben nicht nur Sorge, daß in absehbarer Zeit uns eine größere Anzahl älterer Ingenieure durch Übertritt in den Ruhestand verlassen wird und wir dann unter Umständen einem ausgesprochenen Ingenieurmangel anheimfallen könnten, sondern es fehlt uns vor allen Dingen für Entwicklung und Betrieb der neue Geist, der in unserem Hause stets ein wesentlicher Grundstein unseres Bestandes gewesen ist. Wir brauchen diese jungen Mitarbeiter, weil sie mit dem neuesten Rüstzeug der technischen Wissenschaft versehen sind, vor allem aber auch, weil sie mit ihrem jugendlichen Mut und ihrer Unbeschwertheit diejenigen sind, die den neuen Weg suchen und aus eigener Anschauung schließlich die Garanten des Fortschritts werden. Dieses Grundgesetz wird auch für die Zukunft von ausschlaggebender Bedeutung sein, in der wir die letzten technischen Mittel werden einsetzen müssen, um unserem Volk die Sicherheit des täglichen Lebens zu schaffen und damit das Fundament für eine bessere Zukunft zu legen . . . .“

Eines ist sicher: Nur und ausschließlich durch die Technik wird Westdeutschland am Leben bleiben können, da die eigene Landwirtschaft die Bevölkerung nicht am Leben zu erhalten vermag. Es wird sich vor allem um die Verfeinerungstechnik wie Textilfach, Heilmittel, feinsten Maschinenbau usw. handeln müssen, da diese Industrien mit einem Minimum an in Westdeutschland nicht vorhandenem und deshalb die Devisen belastendem Werkstoff und einem Maximum an in Deutschland hinreichend zu Gebote stehender Arbeitskraft arbeiten. Solche Industrien, die den Qualitätsgedanken in größtem Maße verkörpern — und nur Qualität wird uns exportfähig machen —, erfordern aber einen bei weitem größeren Stab höchst ausgebildeter, also auch akademischer Arbeitskräfte, als Schwerindustrien, deren Ausbau und Entwicklung für Deutschland nicht in Frage kommt. Sodann gibt es gewiß noch große Industriezweige, die wissenschaftlich in stärkerem Maße zu durchdringen sich lohnen würde. Erinnerung sei an den Landmaschinenbau, die Konservierungs- und Lebensmittelindustrie, das Textilfach, das Gewerbe der Steine und Erden usw.

Es ist also durchaus vorstellbar, daß in einigen Jahren ein größerer Bedarf an Akademikern vorliegen wird, als wir heute hoffen zu dürfen glauben.

#### Die psychische Situation.

Die Frage der Zulassung zum Studium hat aber auch eine psychologische Seite. Es lohnt sich, auf die Situation der Nachkriegsstudentenschaft einzugehen. Die Universität Köln<sup>10)</sup> hat eine eingehende Befragung

<sup>10)</sup> Bericht ü. d. Hauptergebnisse d. Kölner Studentenbefragung im W. S. 1946/47. J. P. Bachem, Köln.

\*\*\*) was im Einklang mit der eingangs gebrachten Statistik steht, die der Briefschreiber aber gewiß nicht kannte.

der Studentenschaft mit Hilfe von anonymen Fragebogen für das Wintersemester 1946/47 durchgeführt, die von fast der gesamten Studentenschaft, d. h. von mehr als 3 000 Studenten, ausgefüllt wurden, also einen sehr guten Überblick über die Lage an Hochschulen überhaupt abgeben. Das Durchschnittsalter der männlichen Studierenden betrug 25 Jahre, es verteilte sich auf die Altersstufen von 18 bis 47 Jahre. Jeder männliche Student hat im Durchschnitt  $4\frac{1}{3}$  Jahre, jeder weibliche etwa  $1\frac{1}{2}$  Jahre an seiner Ausbildungszeit verloren. Bei 75% der Studenten hat sich die Vermögenslage verschlechtert, nur bei 0,5% verbessert. Mehr als die Hälfte aller männlichen Studenten hat ein teilweise erhebliches Untergewicht, wobei die Mehrzahl eindeutige Symptome von Hungerkrankheit und Avitaminose zeigt. Fast die Hälfte der Studenten finanziert das Studium aus eigenen Mitteln,  $\frac{1}{3}$  übt hierfür eine Nebentätigkeit aus. Ein Drittel der Studenten behilft sich mit geliehenen Kleidungsstücken, wobei es sich vor allem um Wintermäntel, Unterwäsche und Schuhe handelt. Fast 60% der Studenten stammen aus Kreisen der mittleren Beamten, der selbständigen Kaufleute und der Meister. Nur  $\frac{1}{15}$  der Studenten kommt aus akademischem Milieu, bei nur  $\frac{1}{15}$  geht die akademische Tradition auf zwei Generationen zurück.

Nach der psychologischen Seite wird das Bild in aufschlußreicher Weise durch Befragungen an den Universitäten von Tübingen und Freiburg ergänzt, die nach der bekannten Gallup-Methode offenbar von dem „Institut für psychologische und soziometrische Forschung“ in Allensbach am Bodensee durchgeführt wurden und über die die Zeitschrift „Die Gegenwart“<sup>11)</sup> jüngst auszugsweise berichtete, wobei die nötigen Einschränkungen über die Zuverlässigkeit der Methode bereits berücksichtigt wurden. Daraus ergibt sich, daß ein großer Teil der Studentenschaft den Glauben an die wirtschaftliche Sicherheit zumindest für die nächsten 5 Jahre völlig verloren hat, daß er sich den Beruf nicht mit Hinblick auf wirtschaftliche Sicherheit, sondern nach dem Interesse aussucht, und daß er hohe Anforderungen, die ein Beruf stellt, nicht scheut, sondern sucht. Mehr als die Hälfte der Befragten will nicht auswandern, obwohl sie dies nicht etwa als unpatriotisch betrachtet und obwohl sie an einen Krieg in den nächsten Jahren glaubt, ihn freilich durchaus für schädlich hält. Es handelt sich also um junge Leute fortgeschrittenen Alters, die durch den Krieg viele Jahre verloren haben, nicht nur den sozial guten, sondern vielmehr mittleren und kleineren Schichten entstammen, in dürftigsten Verhältnissen leben, völlig mittellos sind und sich also beträchtlich vom fidelen Bruder Studio mit Band und bunter Mütze unterscheiden. Viele haben im letzten Weltkrieg, den sie selbst nicht wollten, erhebliche Leistungen an Energie, Umsicht und Selbständigkeit gezeigt. Sie wurden aufrechtgehalten durch die Hoffnung, daß auch dieser Krieg einmal zu Ende gehen muß, und daß sie sich dann ihrem ersehnten Studium zuwenden können, sei es, daß sie es schon vorher begannen, sei es, daß sie es aufnehmen wollten. Alle diese Umstände geben ein Recht auf Anspruch und sorgfält-

<sup>11)</sup> „Vom Zeitbild der Studenten“, Die Gegenwart, 2. Jahrg. (20/22), v. 30. XI. 1947, S. 15/18.

tigste Berücksichtigung. Diese jungen Leute dürfen nicht das Gefühl haben, im Stiche gelassen zu sein in der Durchführung von Bildungsplänen, die sie seit langem hegten und die sie für richtig halten. Man muß ihnen mindestens die Gelegenheit geben, ihr Ziel zu erreichen, wobei es selbstverständlich ist, daß die vollen Anforderungen an ihr Wissen gestellt werden. Wenn heute trotz dieser Überlegungen Aufnahmebeschränkungen durchgeführt werden, dann sollte das nur aus rein technischen Gründen geschehen, nämlich, weil unsere Hörsäle und Laboratorien nicht alle sich meldenden Studenten fassen und weil bei gar zu großer Besetzung der einzelnen Semester der Kontakt zwischen Dozent und Student völlig abreißt und die Ausbildung fragwürdig wird.

### Bildung und Karriere.

Von diesem Ziele, vor allem von dem Höchstziele, der akademischen Bildung, möchten nun manche Stellen in Sorge um die Entstehung eines Akademikerproletariats einen Teil der jungen Leute durch Schaffung eines numerus clausus oder durch besonders scharfe Aufnahmebedingungen und andere Maßnahmen ausschließen, da sie später in den Berufen, die ihnen noch zugänglich blieben, doch keinen Gebrauch von den erworbenen Kenntnissen machen können und deshalb dauernd unbefriedigt sein müssen. Dieser Meinung sollte lebhaft widersprochen werden, da sie die Aufgabe der höheren Schulen und der Hochschulen zu einseitig sieht. Ursprünglich war es das Ziel bereits der Klosterschulen und dann der Universitäten, Bildung und Wissen ohne Einstellung auf praktische Anwendbarkeit, nur um der Sache selbst willen zu vermitteln. Der Staat mischte sich in das Universitätsleben nicht ein. Erst der aufkommende Absolutismus des 17. und 18. Jahrhunderts mit seinem Bedarf an geschulten Beamten für Verwaltung, Justiz, Gesundheitswesen, Kirche und Schule, änderte den Zustand. Es mußten von den angehenden „Staatsdienern“ nicht nur Bildung, sondern auch gewisse Fachkenntnisse verlangt werden, die sie zur späteren Ausübung ihres gewählten Amtes befähigten. Dadurch erstand den Hochschulen ihre zweite Aufgabe, die der Fachausbildung. Die Bewerber wurden daraufhin geprüft; das „Staatsexamen“ und die „Lehrpläne“ erblickten das Licht der Welt. Die höheren Schulen, vor allem die humanistischen Gymnasien, wurden zum großen Teil Vorbereitungsanstalten für die Universitäten. Diese Umstellung kennzeichnet Thomas Mann<sup>12)</sup> in den „Buddenbrooks“ in seiner leicht übertreibenden, ironisierenden, aber witzigen und treffenden Weise wie folgt: „Wo ehemals die klassische Bildung als höherer Selbstzweck gegolten hatte, da waren nun die Begriffe Autorität, Pflicht, Macht, Dienst, Karriere zur höchsten Würde gelangt“. Vor allem das schnarrende Wort von der Karriere entsprach dem Geist der Zeit. Dem Vorbild des Staates schlossen sich im 19. und 20. Jahrhundert große Sektoren des bürgerlichen Lebens, wie Industrie, Handel und Korporationen des öffentlichen und privaten

<sup>12)</sup> „Buddenbrooks“, II. Bd., S. 430, S. Fischer-Verl. Berlin 1920.

Rechts in gewissem Umfang an. Zweifellos ist auch für einige dieser nichtstaatlichen Stellen der Nachweis bestimmten Wissens durch Erwerbung eines Diploms wichtig, da der Bewerber nun einmal vor fest umrissene Aufgaben gestellt wird, die er ohne diese Vorbildung nicht lösen kann. Wenn nun heute die gänzlich undurchsichtigen Verhältnisse in unserer Vaterlande dem jungen Diplom-Ingenieur keine Sicherheit mehr geben, daß er eine sogenannte „Karriere“ machen wird, auf die er bei seiner wirklichkeitsnahen Einstellung auch selbst nicht unbedingt rechnet, so brauchen dadurch doch nicht Sinn und Wert des Studiums angetastet zu werden. Vielmehr verlagert sich die Aufgabe der Hochschulen wiederum nach ihrer ursprünglichen Richtung, nämlich der Bildung des Menschen, der humanitas.

Das sollte gefördert werden. Nicht der Mensch ist gefährlich, der bei hoher Bildung eine einfache Arbeit zu verrichten hat, sondern der, der gewaltsam sich von Bildungsmöglichkeiten ausgeschlossen sieht oder fühlt.

Daß in Zukunft Akademikerstellen so hoch und mit so großem Abstand von Nichtakademikerstellen bezahlt werden können, wie wenigstens teilweise bisher, ist unwahrscheinlich. Es ist im Gegenteil mit einem starken Ausgleich der Gehälter zu rechnen. Vom Hochschulstandpunkte aus dürfte das kein Schaden sein, da nur noch diejenigen jungen Leute zum Studium drängen werden, die es aus innerer Berufung und nicht mit Rücksicht auf bessere Bezahlung tun, und da es nachdrücklich zum notwendigen sozialen Ausgleich beitragen wird.

Fällt aber dieses Einkommensmoment fort, dann eröffnen sich für einen Teil unserer jetzt studierenden Jugend neue Berufsgebiete, nämlich die des Handwerks, das ohnehin unterbesetzt ist, und die der vorakademischen Berufsstellen. Es ist schon frühzeitig, gerade von der Technischen Hochschule Karlsruhe, den Aufnahme suchenden Muli, besonders wenn es sich um ganz junge Leute handelt, die gerade eben ihr Abiturientenexamen gemacht haben, geraten worden, vor dem Studium eine regelrechte Lehre mit Abschluß durch Gesellenprüfung zu absolvieren und dann erst das Studium zu beginnen. Die dadurch anscheinend verlorene Zeit ist nicht einmal so groß, vor allem verglichen mit den Verhältnissen in der nationalsozialistischen Zeit. Gespart werden zwei Militärjahre und ein halbes Jahr Arbeitsdienst, sowie ein halbes Jahr praktischer Arbeitszeit, hinzugekommen ist allerdings wiederum das neunte Schuljahr auf der höheren Schule, wodurch, zusammen mit der zweijährigen Lehre eine gleichlange Ausbildungszeit wie während des „Dritten Reiches“ sich ergibt. In Anbetracht des reiferen Alters wird sich nämlich in den meisten Fällen die Lehrzeit im Handwerk auf zwei Jahre abkürzen lassen. Mit einer solchen Ausbildung könnte erstens erreicht werden, daß die Gruppe dieser jungen Leute bei weitem krisenfester wird, als diejenige, die sich nur auf ein Studium stützen kann. Als zweites werden gerade sie die Aufgabe zu lösen vermögen, die sozialen Spannungen zwischen Studierten und Nichtstudierten abzubauen, da sie die Standpunkte beider Kreise verstehen und zur Synthese bringen können.

## Bildungspläne.

Alle diese Gesichtspunkte können nicht ohne Folgen für die Ausbildungspläne der Hochschulen sein. Da das Berufsziel viel weniger fest umrissen sein kann als früher, die Studenten vielmehr „in allen Sätteln gerecht“ sein müssen — „mit allen Hunden gehetzt“ sind sie ja schon heute! —, wird der Erwerb einer Allgemeinbildung von größerer Bedeutung sein. Damit nähern wir uns aber wiederum dem Zustand, der für eine Hochschule der natürliche sein sollte, und der es früher auch war, nämlich nicht nur Fachwissen für einen bestimmten speziellen Beruf, sondern Allgemeinbildung für vielerlei Möglichkeiten zu bieten, ganz abgesehen davon, daß Allgemeinbildung ja schließlich auch ihrer selbst halber erworben werden könnte. Darüber ist schon viel gesprochen worden. Es war das Thema der Rektoratsrede meines Amtsvorgängers, des Herrn Prof. Pöschl<sup>13)</sup>, und auch der erste Nachkriegsrektor unserer Hochschule, Prof. Dr. Plank<sup>14)</sup>, machte darüber verschiedentlich, letzthin noch auf dem internationalen Kongreß für Ingenieurausbildung in Darmstadt, wichtige Ausführungen. Es sind nicht die wirtschaftlichen Schwierigkeiten unseres Landes, die diese Frage aufwerfen. Vielmehr kreisen die Gedanken der Besten in der ganzen Welt um dieses Problem. Es ist auch nicht etwa neu. Schon Fr. Schnabel<sup>15)</sup>, der frühere Ordinarius für Geschichte an unserer Hochschule, um nur einen von vielen zu nennen, hat sich im Jahre 1929 darüber verbreitet. Sie gehen alle mehr oder weniger von der Feststellung aus, daß zwar die Technik und die exakten Naturwissenschaften einen bewundernswert hohen Stand erreicht haben, daß aber trotzdem die Welt nicht etwa besser geworden ist. Da die Technik als solche weder gut noch böse ist, kann es nur an dem falschen Gebrauch liegen, den die Nutznießer der Technik von ihr machen. Man bringt die Erscheinung vor allem mit der Überentwicklung des Spezialisten in Zusammenhang, des „Teilmenschen, verflacht und ungesammelt, überanstrengt und humanitätslos, ganz und gar nur auf Leistung und Effekt eingestellt“, wie Schnabel es nennt. Friedrich Meinicke<sup>16)</sup>, der bekannte Berliner Historiker, der übrigens von 1906—1914 Ordinarius für Geschichte in Freiburg im Breisgau war, skizzierte den Entwicklungsgang etwa folgendermaßen: Die Generation der Zeit Goethes und Wilhelm von Humboldts vermochte ein Leben im Geiste, ein Leben „über der Wirklichkeit“ zu führen. Die folgende Generation war unter dem Einfluß der Naturwissenschaften und der kommenden Technik bereits viel wirklichkeitsverhafteter; jedoch war immer noch eine Harmonie zwischen Verstand und Willen vorhanden. Dieses Gleichgewicht verschob sich aber immer stärker zur Willensseite hin, zum Gefallen an Macht, ein Vorgang, der durch die moderne Naturwissenschaft und Technik wiederum gefördert wurde, da sie die Mittel

<sup>13)</sup> „Zukunftsaufgabe der Technischen Hochschule“, Verl. C. F. Müller, Karlsruhe 1947.

<sup>14)</sup> „Spezialistentum und allgemeine Bildung“, Darmstädter Hochschulblatt, 12. Rundsch. d. T. H. Darmstadt, Oktober 1947.

<sup>15)</sup> „Ingenieurstudent und allgemeine Bildung“, Zum technischen Studium. Aufsätze über das Studium a. d. T. H. Karlsruhe, Verl. G. Braun, Karlsruhe 1929.

<sup>16)</sup> „Die deutsche Katastrophe“, Betrachtungen und Erinnerungen, 2. Aufl. Eberhard Brockhaus-Verl. 1946.

zur Macht in die Hand gaben. Der Exponent dieser Kenntnisse war der Fachmann, zunächst auf technischem Gebiete, dann aber auch auf allen anderen, wie militärischen, kaufmännischen, juristischen, politischen usw. Er besetzte die führenden Stellen, wo er nach „Ressortstandpunkten“ entschied, klug vom Blickpunkt des Fachmannes aus, manchmal aber wohl unklug im Hinblick auf den allgemeinen Zusammenhang. Als Beispiel erwähnt Meinicke den preußischen Generalstab mit seinem Schlieffenplan, nämlich den Angriff auf Frankreich durch Belgien hindurch: Großartig vom rein militärisch-technischen Standpunkt aus, überaus kurzsichtig aber vom politischen, da er notwendigerweise die ganze Welt gegen den Angreifer aufbringen mußte und damit alles verdarb, von der moralischen Seite der Sache ganz zu schweigen. Meinicke weist ferner auf die Einseitigkeit der Unternehmer im Frühkapitalismus hin, die nur die technisch-wirtschaftliche Entwicklung ihrer Unternehmen im Auge hatten und die soziale und politische Seite der Angelegenheit zu sehr vergaßen, damit bitterste soziale Kämpfe heraufbeschwörend. Interessant sind in diesem Zusammenhang Ausführungen von P. F. Drucker<sup>17)</sup> über Henry Ford, der wegen Einseitigkeit der Blickrichtung nicht sah, daß er „seine“ Arbeiter, für die er doch so viel getan zu haben glaubte, nicht davon abhalten konnte, in die Gewerkschaften einzutreten. Vor allem aber manifestierte sich die verderbliche Einseitigkeit in der Beurteilung von Situationen bei Hitler, der zum Beispiel aus der katastrophalen Wirkung des Belgien-Durchmarsches im Jahre 1914 nichts gelernt hatte, sondern ihn vielfach wiederholte, weil wiederum vom rein militärischen Standpunkt aus die Aktionen verlockend schienen. Eine besonders schlimme und folgenschwere Fehlleistung durch Einseitigkeit der Beurteilung war der Abschluß des Russenpaktes im Jahre 1939, der das Vertrauen zur Zuverlässigkeit deutscher Politik endgültig vernichtete, und sein Bruch im Jahre 1941, der allem die Krone aufsetzte.

So ist es denn begreiflich, daß in Hochschulkreisen heute überall die Probleme einer umfassenden Bildung im Mittelpunkt der Diskussionen stehen. Es ist schwierig, eine Lösung zu finden, weil einerseits kaum klar ist, was man in unserem Falle denn unter „allgemeiner Bildung“ verstehen will, und weil andererseits die naturwissenschaftlichen und technischen Fächer wegen der stark verzweigten Entwicklung der Technik einen Umfang angenommen haben, der eine Ausdehnung des Lehr- und Lernstoffes nicht mehr zuläßt. Es schält sich aber allgemein die Grundanschauung heraus, daß der Student neben seinen reinen Fachvorlesungen, in denen er vor allem mit den Grundlagen seines Faches vertraut zu machen ist, eine bestimmte Anzahl allgemeinbildender Kollegs hören sollte, wobei es ihm selbst überlassen bleibt, sie sich nach seiner Meinung aus dem Gebiete der Volkswirtschaft, des Rechts, der Geschichte, der Kunst, der Sprachen, der Philosophie, der Religion usw. zu wählen. Gerade auf diesem Sektor sollte das Bildungsprinzip nach freier Wahl voll und ganz herrschen. Vor allem soll bei den Studenten der Technik erreicht werden.

<sup>17)</sup> „Henry Ford: Erfolg und Fehlschlag“, Harpers Magazine, New York, n. Neue Auslese 2 (1947) 11. Heft, November 1947, S. 25/34.

daß neben dem durch Mathematik und technisches Zeichnen geschulten gegenständlichen Denken auch das begriffliche Denken des Geisteswissenschaftlers entwickelt wird. Denn der Mangel an begrifflichem Denken scheint ein wesentliches Kennzeichen des Ingenieurs zu sein.

Es wurde auf die Gefahr hingewiesen, daß das Anhören dieser Wahlvorlesungen zu einem oberflächlichen Genießertum führen und damit nur eine unerwünschte Halbbildung schaffen könne. Da aber gewiß jeder Studierende neben seinem Fachgebiet für irgendeines der zur Wahl stehenden Bildungsfächer Interesse haben, es demnach auch mit Eifer hören und sich ernsthaft damit beschäftigen wird, dürfte diese Gefahr wohl nicht so groß sein.

Daß die Durchführung dieser Ideen notwendigerweise zur Reform der bestehenden technischen Lehrpläne führen muß, liegt auf der Hand; denn mehr als eine bestimmte maximale Stundenzahl an Vorlesungen in der Woche kann erfahrungsgemäß dem Studenten nicht zugemutet werden. Besprechungen über diesen Fragenkomplex sind im Gang, konnten aber noch nicht befriedigend abgeschlossen werden. Offenbar sind Reformen an Lehrplänen leichter, wenn es sich um Disziplinen handelt, die noch nicht seit vielen Jahrzehnten in alten Geleisen laufen. Gerade auf dem erst neuerdings hier stärker in den Vordergrund getretenen Gebiete der Volks- und Betriebswirtschaft sind bei uns an der Fridericiana einschneidende, und wie wir hoffen, zweckmäßige Änderungen im Ausbildungsplan vorgesehen; die ersten Semester werden bereits danach unterwiesen. Es handelt sich um die Schaffung der Fachrichtung eines technischen Volkswirts, bzw. eines Wirtschaftsingenieurs.

Ähnliche Überlegungen werden auch von den anderen Fakultäten angestrebt. Darüber hinaus sollten die dann immer noch bestehen bleibenden Prüfungspläne der Hochschule selbst auf ihrem technischen Sektor nur als wohlüberlegte Vorschläge, aber nicht als starre Forderungen aufgefaßt werden.

Und damit kommen wir auf den Ausgangspunkt unserer Betrachtung zurück. Mehr denn je wird es erforderlich sein, daß wir in Zukunft in Deutschland auf unseren Hochschulen Studenten heranbilden, die nicht eine eng begrenzte Spezialausbildung besitzen, sondern die neben einer gediegenen Kenntnis der Grundlagen ihres Faches auch auf fachfremden Gebieten sich zu bewegen gelernt haben, so daß sie auf vielerlei Tätigkeitsfeldern brauchbar sind. So wird aus dem homo faber oder homo oeconomicus der homo sapiens, der auch dann ein wertvolles Glied der menschlichen Gesellschaft ist, wenn er keine sogenannte „standesgemäße“ Stellung in der Wirtschaft, wohl aber eine solche im Reiche der Kultur einnimmt.

Sieht man die Aufgaben der Hochschulen in diesem Lichte, dann wird klar, daß die Hochschule eines recht innigen Kontaktes mit dem Leben bedarf. Dies soll keineswegs heißen, daß sie nun etwa, wie in jüngst vergangener Zeit, sich ihre Aufgaben vom Staate, einer Partei, einer zweckgebundenen Organisation vorschreiben lassen, daß sie also nur Zweckforschung, statt daneben in gleich großem Maße Grundlagenforschung treiben soll. Die Wissenschaft ist nach wie vor ihr Anliegen, und nie ist Wis-

senschaft größer gewesen, als wenn sie sich ihre Aufgaben selbst gestellt hat. Jedoch kennt die technische Wissenschaft auch die Wichtigkeit nobler Anwendung und die Aufgabe der Erziehung junger Ingenieure zu ganzen Menschen im Sinne meiner bisherigen Ausführungen. Dazu bedarf sie des Kontaktes mit dem Leben.

Von jeher kannten wir an unseren Hochschulen die Würde der Ehrensenatoren. Sie sollten die naturgegebenen Mittler zwischen Hochschule und Leben sein. Nach unserer Meinung wurde von dieser Einrichtung nur ein spärlicher Gebrauch gemacht. Wir haben beschlossen, sie zu aktivieren, ihr wieder einen Sinn über den der reinen Repräsentation hinaus zu geben. Der Senat wird in Zukunft mindestens einmal im Semester zusammen mit seinen Ehrensenatoren tagen. Dazu wollen wir unsere Reihen ergänzen, wir wollen Herren, deren Rat uns wichtig erscheint, die die gewünschte Verbindung zwischen Hochschule und Öffentlichkeit herstellen könnten, bitten, unserem Senat als Ehrensenatoren beizutreten.

Die Auswahl dieser Herren bedarf sorgfältigster Überlegung, wir werden sie nicht überstürzen. Über einen Herrn waren wir uns aber heute schon einstimmig im klaren: Es ist ein alter Freund unserer Hochschule, nämlich der Herr Ministerialrat Prof. Dr. Eugen Thoma, derzeitiger stellvertretender Landesdirektor für Kultus und Unterricht. Wir schätzen in ihm den alterfahrenen Kenner des gesamten Unterrichtswesens, dessen Rat, der uns auch bisher schon immer zur Verfügung stand, wir uns durch Aufnahme in die Reihe unserer Ehrensenatoren noch ganz besonders sichern möchten.

Ich bitte Sie, sehr geehrter Herr Ministerialrat, die Urkunde als Ehrensenator aus meiner Hand in Empfang zu nehmen. Ihr Text lautet:

Die Technische Hochschule Karlsruhe verleiht unter dem Rektorate des o. Prof. für Mechanische Technologie und Materialprüfung, Dr.-Ing. Hans Jungbluth, auf einstimmigen Antrag der Fakultät für Natur- und Geisteswissenschaften dem Ministerialrat, stellvertretenden Landesdirektor und Honorarprofessor der Technischen Hochschule,

Herrn Dr. Eugen Thoma,

die Würde eines Ehrensenators in Anerkennung seiner Verdienste um die Ausgestaltung der Technischen Hochschule nach dem Kriege und seiner tatkräftigen Förderung der im Gange befindlichen Aufbaupläne.

Nun obliegt es mir noch, unsere jungen, neueingetretenen Studenten in die Gemeinschaft der Hochschule aufzunehmen, sie zu akademischen Bürgern zu machen. Das kann nicht mit jedem einzelnen geschehen, ich bitte deshalb vier Vertreter der zu immatrikulierenden Studenten hierher aufs Podium zu kommen, um die Amtshandlung symbolisch für alle zu vollziehen.

Sie sind im Begriffe, meine jungen Freunde, einer sehr geistigen und sehr demokratischen Genossenschaft beizutreten; einer sehr geistigen, da sie Ihnen nicht irdische Schätze schenkt, die von Rost und Motten gefressen werden können, sondern geistige, die unzerstörbar sind — einer sehr

demokratischen, da die Rangordnung ihrer Mitglieder sich nur nach wissenschaftlicher Leistung bestimmt, ohne Ansehung von Herkunft, Rasse oder Religion. Eine solche Gemeinschaft ist berechtigt, ja verpflichtet, ihre Mitglieder an Satzungen zu binden, die ihr das Erreichen ihrer hohen Ziele erst ermöglichen.

So bitte ich Sie, Ihre rechte Hand auf die Verfassung der Hochschule zu legen und die folgenden Worte nachzusprechen:

Ich verpflichte mich,  
die Verfassung getreulich zu achten,  
Frieden zu wahren und die Ordnung zu schützen,  
allezeit mein Wissen nach besten Kräften zu mehren,  
dem Geist der Wissenschaft zu huldigen  
— im Dienste der Wahrheit, zum Wohle der Menschheit —,  
und damit auch meinem Vaterlande  
am besten zu dienen.

Ich begrüße Sie als neue akademische Bürger und erwarte, daß Sie nicht nur während Ihres Studiums, sondern auch später im Leben stets dessen eingedenk sind, was sie hier gelobt haben. Als Akademiker haben Sie größere Lasten und mehr Pflichten zu übernehmen, als andere Mitbürger. Entziehen Sie sich ihnen nie; das sind Sie Ihrer Wissenschaft und Ihrem Vaterlande schuldig.

Nun können wir uns einem wirklich freundlichen Ereignis zuwenden, nämlich der Wiedereröffnung des Studentenhauses. Vor 20 Jahren, im Jahre 1928, wurde der Grundstein zu diesem von Min.-Rat Prof. Dr. Hirsch gelegt, das 1930 bezogen werden konnte, eben dieses Studentenhaus, in dem wir jetzt feiern. Und welch stattlicher Bau war es geworden! Er konnte den Vergleich selbst mit den schönen Bauten um das Harnack-Haus in Berlin-Dahlem aushalten. 1944 fiel es dem schrecklichen Bombenangriff zum Opfer. Nun aber haben wir das Gebäude soweit wieder hergestellt, daß wir es wieder in Benützung nehmen können. Wieviel noch daran zu tun ist, davon können Sie sich selbst überzeugen. Aber es steht wieder und wird in Zukunft vielleicht eifriger benützt werden als je zuvor. Natürlich soll es der Erholung unserer Studenten dienen. Auch in diesem Bau wollen wir wieder eine mensa academica einrichten, so daß sowohl West- wie Osthochschule über eine verfügt. Studentenwohnungen sollen gleichfalls, und zwar in Kürze, eingerichtet werden. Dieser Saal aber soll nicht nur zu festlichen Hochschulveranstaltungen dienen. Einen Teil unserer großen Vorlesungen werden wir in ihm abhalten. Und wie wir bisher schon der Stadt, der Volkshochschule, den verschiedenen Vereinigungen Karlsruhes unsere Räume der Hochschule für ihre Zwecke, soweit möglich, gern ausliehen, soll es auch mit diesem Saal geschehen. Wir würden uns freuen, wenn er ein Zentrum des geistigen Lebens unseres geliebten Karlsruhe würde, ein Tempel der Musen und Grazien.

Wenn ich zum Schlusse noch einen Wunsch, einen heißen Wunsch ausdrücken darf, so ist es der, daß bei der nächsten Rektoratsübergabe auch alle die unserer Brüder und Söhne anwesend sein können, die heute noch in Gefangenschaft darauf warten, mit den Ihren vereinigt zu sein.